

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

7 (9.1.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 2

Das zweite Gesicht in den Dichtungen Annetens von Droste-Hülshoff

Von Dr. Willi Veils

Kennst du die Wälder im Seideland,
Mit blonden flächigen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weibers Mund
Die Blitze der Welle fahren?
D. Sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

Schon von früher Jugend an regte sich in der schwächlichen ja kränklichen Annette von Droste-Hülshoff ein Hang zum Geheimnisvollen, Seltsamen und Abenteuerlichen, der ja in dem klassischen Lande der Spokenkiefer Westfalen reiche Nahrung erhielt. Eine starke Anziehungskraft übte das altehrwürdige Vaterhaus mit seinen geheimnisvollen Schlupfwinkeln und seinem alten Hausrat, sowie seltsamen Büchern aus. Der leicht erregbare Geist und die lebhaft phantastische des jungen Mädchens fanden hier reiche Nahrung. Was sie gelesen hatte, malte ihr lebhafter Geist sich in den hellsten Farben aus; lange Selbstgespräche gaben ihre Eindrücke wieder. Ein Glück, daß Annette sich viel in der freien Gottesnatur herumtummeln konnte, und die Mutter hielt ihre Tochter an, nützliche Dinge zu erlernen, um so ein Gegengewicht zu schaffen für das überreiche Phantasieleben. Gleichwohl blieb ihr Hang, sich in die Erinnerung an verschollene Geschlechter zu vergraben, ihr Leben lang bestehen; ja er bildete sich zu einem förmlichen Gespensterglauben aus, und, wie sie es von ihrem Vater geerbt hatte, grübelte sie gern über die Nachtseiten der menschlichen Natur.

Bei dieser Veranlagung fehlte auch nicht die unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes. In ihrer kleinen Skizze „Bei uns zu Lande auf dem Lande“, erzählt Annette von dem Einflusse und der Veranlagung des Vaters, der alle Vorkommnisse dieser Art gemeldet und „in sehr fließendes Latein überfetzt und fauber in einer buchförmigen Kapfel verwahrt, und Liber mirabilis selbst breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern“. Dieses seltsame Liber mirabilis „eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte“, war für das phantasiebegabte Gemüt Annettes eine Fundgrube für merkwürdige Dinge. Bei der Erwähnung dieses Buches kommt sie auf die Selbstgespräche zu sprechen (zur Bonnen hat sie uns ja am besten geschildert): „Fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker, wie man es nennt —. Seltsam ist's, daß diese Menschen alle eine körperliche Ähnlichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in feiner Weise von andern Bauern unterrichtet. Ich habe mit manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir verständigen Bescheid über Wirtschaft und Witterung; aber sobald meine Fragen über's Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verraten manche dieser sogenannten Prophezeiungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentan geistige Steigerung anzunehmen.“

Eingehender und eine besondere Kenntnis verratend, spricht Annette von dieser Gabe des zweiten Gesichtes in ihrer Schrift „Bilder aus Westfalen“. Dieses „bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigerte Ahnungsvermögen“ sei in Westfalen so häufig, „daß, ob-

wohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheimgelassen wird, man doch überall auf notorisch damit Befahene trifft und im Grunde fast kein Eingeborener sich gänzlich davon freisprechen dürfte“. Dann erzählt sie weiter: „Der Vorkieker (Vorkieker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe. Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht und von fiebrischer Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird.“ Annette gibt dann interessante Beispiele dieses Hellsehens an: „Der Vorkieker sieht Leidenszüge — lange Seeresolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Fleck wirklich gesprochen werden.“ — „Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Gesicht, als das Volk schon von „silbernen Reitern“ sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen „ein langer, schwarzer Pferdeschweif flatterte“, sowie von wunderbar aufgepucktem Gefindel, das auf „Pferden wie Raben“ über Hecken und Bäume flog, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran“. Der Vorkieker zweiten Grades sieht nichts, sondern hört nur. Er hört z. B. den dumpfen Sammerschlag auf dem Sargdeckel, das Wirbeln der Trommeln und den Tritt der marschierenden Kolonnen. Der Nichtbegabte sieht und hört natürlich nichts; aber wenn er dem Kieker über die linke Schulter schaut, dann sieht er zwar jetzt nichts, aber später.“

Diese unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes befaß auch Annette von Droste-Hülshoff. Ihre Beschreibung der Vorkieker paßt zum Teil auch auf sie selbst; auch aus ihrem blassen, überzarten Gesicht schauen seltsame Augen. In drei Balladen hat sie die unheimliche Gabe zum Thema genommen: „Vorgeschichte“, „Der Graue“ und „Das Fräulein von Rodenschild“.

In der Ballade „Vorgeschichte“ ist es der Freiherr Kaspar Nikolaus Mauriz von Kerferink zu Borg (gest. 1746), der, mit der unheimlichen Veranlagung behaftet, in einer Vollmondnacht unter heinageligen Dualeis aus dem Schlafe erwacht und, leidend unter dem „Fluch der Seide, gleich Ahasuer unterm Nachtgestirne zu kreisen! Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer aufböhret der Seele Schleusen“ von der magischen Kraft des Mondescheines an das Fenster gezogen wird. Da sieht er im Hofe schwarze Gestalten, brennende Fackeln lobern, Stimmen hummen; der Freiherr kennt alle. Jetzt bringt man das Roß aus dem Stalle mit schwarzer Decke; die Musiker prüfen die Instrumente; da kommt aus dem Hause der Org und auf der ihm zugekehrten Seite sieht der Freiherr sein eigenes Wappen! „Die andre Seite!“ stöhnt er; und siehe, auch hier sein Wappen. Also gilt es ihm. Sätze die andere Seite das Wappen seiner Gattin gezeigt, dann hätte die Vorherjage seinem Sohne gegolten! In der Gewissheit seines baldigen Todes schreibt er noch in der Nacht sein Testament.

Unheimlich und grauig ist das Gespenstermotiv in der Ballade „Der Graue“ verwertet. In altertümlichem Gemach sieht der blonde Waller, aus traumvollem Schlaf erwacht, „Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau. Die Formen schwanken — sonderbar! — Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau von Gliedern nimmt er mächtig wahr —. Doch hat es menschliche Gestalt!“ Unheimlich

näher kommt die Erscheinung; Waller schießt, zwecklos! Es neigt sich über ihn, es packt ihn, er glaubt die Kälte einer Reiche zu fühlen — da verlassen ihn die Sinne. Am nächsten Morgen liegt Waller bewußtlos auf dem Boden; niemand im Schloß hat den Schuß gehört; „Allein der blonde Waller trug seit dieser Nacht eisgraues Haar“.

Eigenes Hellsehen hat Annette in der Ballade „Das Fräulein von Rodenschild“ verwendet. Nach alter münsterländischer Sitte ertönt um Mitternacht vor Ostersonntag ein Lied. Annette schaut vom Fenster auf den Hof. Dann sieht sie, wie aus der Haustüre eine Gestalt hervortritt, die ihr Ebenbild ist! Die Erscheinung geht über den Hof, durch die Reihen der Singenden, die ihr Platz machen, und verschwindet in der Tür des gegenüberliegenden Flügels. Annette gerät natürlich in große Erregung. Als sie am nächsten Morgen, um sich Gewißheit zu verschaffen, die Dienstmoten fragt, ob sie in der Nacht den Ostersonntag angefangen hätten, erbält sie zur Antwort: Freilich, das gnädige Fräulein ist ja selbst zu uns herausgekommen, wir wunderten uns darüber und waren bange, daß Sie sich erkälten möchten! Ein ähnlicher Vorgang ist in der Ballade geschildert. Auch hier sieht das Fräulein sein Ebenbild; dieses kommt auf sie zu, das beherzte Fräulein weicht nicht, streckt der Gestalt die Rechte entgegen, bis sie einen eiskalten Luftzug verspürt. Dann zerflattert alles. Seitdem trägt das Fräulein von Rodenschild stets an der Rechten einen Handschuh; denn „man sagt, kalt sei sie wie Eises Himmel!“

Kirche und Frauenmode im Mittelalter

Von Prof. Dr. A. Baumhauer, Billingen

Von jeher war die Kleidung eines der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen, zugleich aber, sobald die Stufe völliger Roheit überflogen war, ein Gegenstand des ausschmückenden Kunstsinnes oder auch der Eitelkeit. In allen Jahrhunderten haben es Männer wie Frauen verstanden, durch ihre Kleidung Aufsehen und Gefallen zu erregen. Aber auch Modeauswüchse hat es zu allen Zeiten gegeben. War das Kennzeichen unserer Damenmode noch vor wenigen Jahren ein Minimum an Kleidung, so war es im 12. und 13. Jahrhundert das Übermaß an kostbaren Stoffen. Weibes aber hat die Abweisung kirchlicher Kreise gefunden. Ebenso häufig verurteilte die Kirche die Auswüchse in der Damenmode des 12. Jahrhunderts, wie sie in unseren Tagen den tiefen Ausschnitt und die armellose Mode bekämpft. Den Einreden, Ermahnungen und Verböten der kirchlichen Behörden des Mittelalters, sowie der damit übereinstimmenden Betrachtungsweise einiger Schriftsteller, verdanken wir die meisten Nachrichten, die über die Mode des 12. und 13. Jahrhunderts auf uns gekommen sind.

Das Charakteristische an der Frauenmode des Mittelalters war die Schleppe. Der heilige Bernhart schalt die Frauen, daß sie lange und kostbare Franzen und Schleppen hinter sich herzögen und diese Staubwolken auf den Straßen erregten. Der Bischof von Terouanne sagte: „Wenn es, ihr Frauen, eure Bestimmung wäre, die Straßen zu fegen, würde euch die Natur schon ein Hilfsmittel anerschaffen haben, womit es füglich geschehen könnte!“ Papst Gregor VIII. befahl, daß die Kleider einer Frau nicht länger sein dürften, als sie selbst. Als im Jahre 1278 Kardinal Latinus aus dem Predigerorden als Legat des Papstes in die Lombardei kam,

Hoch- und Niedrigwasserstand aufzeigen. Während er für den nordamerikanischen Erie-See noch eine Subhöhe von 28 Zentimeter feststellte, hat er bei dem Platten-See in Ungarn und beim Genfer See Unterschiede von nur 0,8 Millimeter gefunden. Diese Beobachtungen mögen dem Laien auf dem ersten Blick als unbedeutend erscheinen, und doch kann es sich hier um eine der bedeutendsten Entdeckungen der Wissenschaft von der Erde handeln. Es ist bisher nämlich noch nicht gelungen, die die Gezeiten auslösenden Kräfte festzustellen, obwohl eine ganze Reihe Hypothesen über diese Kräfte aufgestellt worden sind. Für solche eingehende Beobachtungen sind die Ozeane zu ausgedehnt. An Binnenseen mit ihrer geringen Fläche und der Kenntnis aller vorhandenen Störungseinflüsse (Zuflüsse, Winde usw.) dürfte es dagegen bedeutend leichter sein, die die Gezeiten auslösenden Kräfte bestimmen zu können. Allerdings ist hierfür noch die genaue Beobachtung vieler Binnenseen notwendig.

Wir gehen wirklich „der Nase nach!“

Kennen Sie die Geschichte von Bileams Esel? Er kommt schon in der Bibel vor, und zwar handelt es sich um folgendes „Problem“: Was tut Bileams Esel, wenn er genau in die Mitte zwischen zwei Heubündel von genau gleicher Menge, Gestalt und Beleuchtung gebracht wird und sich nun entscheiden soll? Er wird aber diese

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Kanadas Kampf gegen den Waldbrand

Der gewaltige Waldgürtel, der ganz Kanada von West nach Ost überzieht, ist alljährlich die Stätte von Waldbränden, die oft Hunderte von Quadratkilometer Baumbestand erreichen. Unschätzbare Werte gehen alljährlich hierdurch zugrunde. Mit Hilfe von Straßenbauten Einrichtung ständiger Beobachtungsstationen, Anschaffung von Motorpumpen u. dgl., sucht man diese Riesengefahr zu bekämpfen. Aber der Erfolg ist naturgemäß sehr gering. Neuerdings wurden auch Flugzeuge in den Dienst des Feuerlöschens gestellt. Da aber die meisten Waldbrände durch Fahrlässigkeit der Jäger und Waldarbeiter entstehen, will jetzt die kanadische Regierung einen Propagandafeldzug beginnen und die gesamte Bevölkerung zur Vorsicht mit dem Umgang von Feuer in den Wäldern erziehen. Überall werden vom Ministerium für das Land und Forstwirtschaft Plakate angeschlagen, die unter einem grünen Hornblatt die Worte „Help save your Forests“ („Hilf deine Wälder schützen“). Auch die Zeitungen stellen sich in den Dienst dieses Kampfes gegen den Waldbrand. Selbst Inzerate und Rundfunk müssen der Regierung helfen. Die Regierung scheint sich von diesem

Werbefeldzug einen guten Erfolg zu versprechen. Es ist auszugehen, daß diese psychologische Art der Waldbrandbekämpfung bei gewaltiger Ausdehnung des kanadischen Waldgürtels, der eine strenge Überwachung nicht zuläßt, die einzige mögliche Form ist, die einen dauernden Erfolg erwarten läßt.

Auch Binnenseen haben Ebbe und Flut

Allgemein ist man der Ansicht, daß Gezeiten, das Auftreten von Ebbe und Flut, nur beim Meere zu beobachten wären. Dagegen konnten bei Binnenseen keine Gezeiten beobachtet werden. Doch dürfte diese Unkenntnis eine Folge der Kleinheit der zu beobachtenden Objekte sein. Es ist ja einleuchtend, daß bei der gewaltigen Ausdehnung der offenen See der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasserstand viel bedeutender sein muß, als auf einem Binnensee, der nur eine beschränkte Ausdehnung hat. Tatsächlich ist es gelungen, auch bei Seen, die im Binnenlande liegen, verschiedentlich die periodischen Aufeinanderfolge von Ebbe und Flut festzustellen. Solche Gezeiten weisen einwandfrei der Michigan- und Huronensee in den Vereinigten Staaten und der Raikal-See im Fernen Osten Afriens auf. Für andere Seen hat der Klimologe Endrös, der sich der Bearbeitung dieser Frage besonders widmet, gleichfalls Ebbe und Flut feststellen können, die allerdings nur kleine Unterabstände zwischen dem

brachte er dort alle Frauen in Aufruhr durch einen Er-
laß, der besagte, daß dieselben ihre Gewänder nicht länger,
als bis zur Erde und eine Spanne breit darüber
hinaus tragen sollten. Bis dahin schleppten die Damen
an der Erde 1½ Ellen lange Schleppe nach. Der Er-
laß des Kardinals wurde von den Kanzeln verkündet;
kein Priester durfte die Frauen, welche dem Befehl des
Kardinals nicht nachkamen, absolvieren. Hierzu bemerkt
der Chronist aus dem Minoritenorden, Salimbene von
Parma, der uns diesen Erlass mitteilt: „Das aber war
den Weibern bitterer als jeder Tod. Denn eine Frau
teilte mir vertraulich mit, daß jene Schleppe ihr mehr
sei, als das ganze übrige Kleid, das sie trüge. Ferner
befahl Kardinal Ratimus in jenem Erlass, alle Frauen,
die jungen Mädchen und Jungfrauen ebenso wie die ver-
heirateten, die Witwen und Matronen, sollten einen
Schleier auf dem Kopfe tragen. Das fanden sie abscheu-
lich! Gegen diese Heimführung allerdings erfanden sie ein
Heilmittel, das sie zur Umgehung des Schleppeverbotes
nicht anzuwenden vermochten. Sie ließen sich nämlich
Schleier aus feiner Seidengaze machen, die mit Gold
durchwirkt waren, mit denen angetan sie noch zehnfach
schöner erschienen und verlockender die Augen der Schau-
enden zu sündiger Lust auf sich lenkten.“

Zur Vermeidung übermäßiger Kleiderpracht setzte im
Jahre 1154 die Regierung von Benedig den Wert fest,
welchen ein Frauengewand und ein weiblicher Kopfschmuck
höchstens haben dürfe; in Südfrankreich war gesetzlich
vorgeschrieben, wieviel der Schneider für jedes Klei-
dungsstück zu erhalten habe. In vielen Orten verbot man
Schleppen und durchbrochene Ärmel, in Mantua, Parma
und Bistona das Tragen von Perlen, Gold, Silber und
Edelsteinen; man strafte die Goldschmiede, welche derlei
Gebote übertraten, und die Schneider, welche die Kleider
zu lang schnitten. Der Buzprediger Johannes von Vi-
cenza verbot den italienischen Frauen, Bänder und
Kränze im Haare zu tragen, und verlangte, daß sie sich
auf der Straße nicht anders als verschleiert zeigen sol-
ten. Noch mehrfach hören wir Klagen über den Aufwand,
welchen die Frauen trieben, über Verschwendung durch
Goldstoff, Perlen, Treffen, Bänder, Schleier, turmhohen
Kopfschmuck und dergleichen. Papst Gregor X. endlich er-
klärte 1272 auf der Kirchenversammlung zu Lyon, aller
überflüssige Schmuck der Weiber in der ganzen Christenheit
müsse aufhören.

Nach diesen und ähnlichen Vorwürfen ließe sich auf eine
in der Tat übertriebene Pracht der Frauenkleider im
Mittelalter schließen; laut den freilich oft dürftigen Be-
richten müssen dies aber doch mehr Ausnahmen gewesen
sein. So trug die Markgräfin Kunigunde von Branden-
burg bei ihrer Vermählung mit dem König von Ungarn
ein prachtvoll gesticktes, ein Gold durchwirktes Kleid,
einen kostbaren mit Zobel und Hermelin verbrämten
Mantel und einen Gürtel mit goldenen Spangen. Nach
dem Roman „La Viollette“ gehörten erhabene Blumen,
in welchen Glöckchen verborgen waren, die bei jeder Be-
wegung lieblich ertönten, zum Kleid der vornehmen
Dame. Miniaturen zeigen sehr hohe, spitze Damenhüte,
Schleppkleider und im Nacken rundverschchnittene Haare.
In Italien waren zur Zeit Kaiser Friedrichs II. die
jungen Mädchen mit einem wollenen Unterrock und
einem leinenen Oberkleid zufrieden. In dem reichen Flo-
renz trugen sie noch um 1260 einen engen Rock von gro-
bem rotem und grünem Tuch, gürteten sich mit lebernem
Gürtel und warfen einen Mantel über, an welchem ein
kleiner Kragen saß, den man über den Kopf ziehen
konnte. Etwas mehr Aufwand und Mannigfaltigkeit
scheint man in Padua getrieben zu haben; hier herrschte
die Mode vieler Kragen und unzähliger Falten. Im all-
gemeinen waren die helleren Farben beliebter als die
dunkeln. In Deutschland trugen die Frauen im 12. Jahr-
hundert meist lange, weite, nicht einmal immer durch
Gürtel zusammengehaltene Kleider. Trotz der oben er-
wähnten Anklagen bezüglich Eitelkeit und Übertreibung
zeigte sich fast nirgends in der Kleidung ein Sinn für
Schönheit der Formen, ja, man hat es wohl für unan-
ständig gehalten, diese überhaupt anzudeuten.

Entscheidung treffen, denn in sehr vielen Tieren und viel-
leicht auch Menschen, ist ein unbewusstes Drängen und
Bedürfnis einer bestimmten Richtung vorhanden. Und
worauf liegt das? An der Stellung der Nase! Ein Za-
payer, Prof. Voshioka, hat das kürzlich durch folgenden
hübschen Versuch bewiesen: Er nahm 30 männliche Ratten
und steckte sie abwechselnd in ein Labyrinth. Der wesent-
lichste Teil desselben war ein Gang in der Form des
großen lateinischen T. Die beiden Enden des Querbalkens
führten in genau gleicher Länge und gleichen Aus-
maßen zur Futterstelle. Die Ratten mußten nun zunächst
den Stamm des T hinaufgehen. Dann hatten sie sich
zu entscheiden, ob sie links oder rechts gehen wollten, und
zwar konnten keinerlei äußere Bedingungen der Grund
für das Wählen des einen oder anderen Ganges sein.
Tatsächlich wechselten auch die meisten Ratten völlig un-
regelmäßig die Richtungen bei öfteren Einsehen. Ein
gewisser Teil aber ging konstant durch den linken, ein
anderer immer durch den rechten Horizontalbalken zur
Futterstelle. Die Tiere wurden getötet und ihre Schädel
untersucht. Dabei zeigte sich nun die Merkwürdigkeit, daß
bei dem gleichen Prozentsatz der Tiere das Nasenbein
nicht genau senkrecht zu gewissen Schädelknochen lag, son-
dern ein wenig nach links oder rechts abgelenkt war.
Es existiert also ein Zusammenhang zwischen dem Bau
des Nasenbeins und der Richtungsgehnheit, und das
alte Wort: „Jeder geht seiner Nase nach“, hat hier eine
experimentelle Stütze erhalten.

Nicht minderen Anstoß als an der Frauenkleidung
nahm die Kirche an den vielen Schönheitsmitteln, die
schon die Frauen des 12. und 13. Jahrhunderts mit Er-
folg angewendet haben. Als solche werden uns aus Ita-
lien genannt: Gefochtes und dann abgefeiltes Wasser,
von Rosen, Lilien, Bohnen usw. abgezogenes Waschwaf-
ser, Zahnpulver, weiße und rote Schminke, Mittel gegen
Karben, Sommersprossen und andere Flecken, Mittel,
die Haare braun oder blond zu färben, weiße zu tönen
usw. Nach einer Spottschrift des frühen Mittelalters
verklagen die Mönche einmal die Weiber vor dem
Throne Gottes. „Alles ist verloren“, sagen die Mönche,
„indem ihr die Malerei, die nur für uns erfunden ward,
in Beschlag nehmet und euch so recht färbt, daß ihr alle
Gemälde in unsern Kapellen überglänzt.“ Da fahren die
Frauen auf die Mönche los und sagen: „Wir waren im
Besitze der Malerei, ehe ihr eure Bildlein erfunden habt!“
und eine besonders eifrige Matrone fährt fort: „Ich
nehme euch nichts, wenn ich mir die Nungeln unter den
Lugen verstreiche, um diejenigen noch stolz behandeln zu
können, welche sich in mich vernarren!“

Wenn die Laien, wie es sehr oft geschah, auf alle Leh-
ren und Weisungen der Kirche und ihrer Vertreter keine
Rücksicht nahmen, so brachen für diese Verstocktheit die
Strafen Gottes herein, und besonders übel erging es
dann nach kirchlicher Androhung den Kleiderfüchtigen
Frauen. Wenigstens erzählt ein Priester: „Ich sah des
Abends einen langen Zug Weiber, welche auf Frauen-
sätteln saßen, aus denen glühende Stifte hervorstakten.
Nun hob der Wind jene Unglücklichen in bestimmten
Zwischenräumen wohl einen Masten hoch empor und ließ
sie dann wiederum fallen, daß sie von den glühenden
Stiften schwer verwundet wurden. Sie schrien ganz er-
bärmlich wehe, wehe!“ — Welche Höllestrafen mögen da
wohl erst den Modedamen des 20. Jahrhunderts drohen?

Egon Friedells „Kulturgeschichte der Neuzeit“

Der dritte Band der prächtigen Kulturgeschichte von Friedell
(Verlag S. O. Weid, München) ist erschienen, von allen freudig
und dankbar begrüßt, die die beiden ersten Bände gekannt
und genossen haben. Wir bestaunen erneut die glänzende
Form, in der hier ein ungeheurer Inhalt auf willkommene
vorgezogen wird; wir bewundern die Fülle des Wissens die-
ses Mannes, das sich auf allen Gebieten zeigt, alles souverän
und leicht spielend beherrscht; und wir anerkennen mit freudiger
Zustimmung die hohe ethische Kraft des Verfassers, die
sich durch all das Spielen hindurch bewahrt; ein tiefer Ernst
steht doch hinter all dem Gelächter.

Ein vollkommenes Buch eines genialen Autors. Es ist fast
unglaublich, wie ein Mann sich in all den vielen Gebieten
zurechtfinden, ja, als Führer hervortreten kann. Überall be-
währt er sich als feiner Kenner, sei es in Diplomatie und
Geschichte, in Dichtkunst und Theater, in Malerei und
Mathematik, in Philosophie und Naturwissenschaft, Physik,
Chemie, Medizin usw. Wir werden in die unzugänglichen, ge-
sträubt durchwachsenen Gegenden geführt und lernen sie durch-
brechen, und übersehen an der Hand dieses festen und zuver-
lässigen Führers.

Da man als Rezensent gleichzeitig das Recht, den Ver-
fasser die Pflicht hat, zu kritisieren, so möchte ich die beiden
einzigsten Einwände, die ich zu erheben habe, gleich von vorn-
herein erheben, damit ich dann frei bin, nur noch zu loben
und zuzustimmen: Dem Philosophen Ed. v. Hartmann scheint
mir der Verfasser mit seinen wenigen hingeworfenen Sätzen
doch nicht ganz gerecht geworden zu sein, und, den Namen
Naabe vermissen ich in einem umfassenden Buch des 19. Jahr-
hunderts. Alle anderen Urteile erkenne ich an und bewundere
sie aufs höchste.

Die Persönlichkeit des Verfassers wird gleich im Anfang
ins rechte Licht gerückt durch die Worte des Augustinus, die
er dem ganzen Buch vorsetzt: „Das dies alles ebendatum in
einer Art wahr ist, weil es in einer Art falsch ist.“ In diesem
Vorwort sehen wir das deutliche und höchst sympathische Bild
des Verfassers, der weit über dem stets ernsten, sich selbst ver-
ehrenden Professor steht, der so hoch über den Dingen und
über sich selbst steht, daß er über alles, ganz besonders über sich
selbst lachen kann, der also mit einem Wort Humor hat, etwas,
was man beim deutschen Wissenschaftler selten findet. Gleich
die ersten Seiten begründen mit ihrer Überzeugung, daß Ge-
schichte „erfunden“ wird, diese große Einsicht. Aber ich will
nun nicht pedantisch Abschnitte für Abschnitte, Kapitel für
Kapitel des Werks aufzählen, sondern ich glaube im Sinn des
heiteren Autors zu handeln, wenn ich eine Anzahl Stellen
zitiere, die mir beim Durchlesen besonders gefallen; dadurch
wird der Leser den Charakter des Buchs am besten kennen
lernen, das ich doch demselben empfehlen möchte. Dieses
Verfahren hat nur den Nachteil der Willkürlichkeit der Aus-
wahl, denn streng genommen, könnte man das ganze Buch
zitierten zum Beweis seiner freien, hohen, heiteren Denkungs-
weise. Diese Auswahl mußte leider sehr beschnitten werden,
aus Mangel an Raum.

„Schon die italienischen und burgundischen Damen des
15. Jahrhunderts und die ägyptischen des alten Reichs kan-
nten die Bagenfrisur. Die Sphinx trägt einen Dufkop.“

„Die Franzosen, die sich immer für irgend etwas rächen
müssen.“

„Indem Gounod die erotische Episode aus der Faust-
Tragödie in einer Weise isolierte, die für das deutsche Gefühl
großartig, ja fast obszön erscheinen muß, und sie dabei in einem
Nach versöhnliche und sentimentalisierte, wie es nur ein
Franzose fertig bringt, hat er eines jener seltenen, in ihrer
Art bewundernswerten Werke geschaffen, die man als er-
stklassigen Schund bezeichnen kann. Er spielt auf einem gol-
denen Reiterkasten, der aber darum doch eine Drehorgel bleibt.“

„Die Natur macht keine Sprünge“ ist einer der falschesten
Sätze, an die jemals geglaubt wurde. Sie macht nur Sprünge.
— Die nebulöse Lehre von den „differentialen Übergängen“
ist ein Dunsbüchel liberaler Professoren, die von der Undramati-
tät ihres Geistes und Trägheit ihres Stoffwechsels auf das
Leben der Natur und Geschichte schließen.“

„Hesse war ziemlich genau das, was sich der Bürger unter
einem Dichter vorstellt: eine Seele mit Samtrock und immer
schrecklich interessant. Indes, es muß auch solche Schriftsteller
geben. Unerträglich wird Hesse erst durch eine saure Mischung
aus tatenhaftem Moralismus und genähtiger Sinnlichkeit,
ein vorwichtiges Spielen mit erotischen Problemen unter Sou-
vernantenaufsicht der Tugend, das unsittlich ist, weil es zu
wenig unsittlich ist.“

„Die Pilotenschule machte aus den Gemälden Bilderbogen.
Piloty malte schwere, prächtige historische Kostüme, wie: der
Tod Alexanders, die Ermordung Cäsars, der Triumph des Ger-
manicus, Gallien im Kerker. Nero zündet Rom an. Schwind
fragte ihn: Herr Collega, was malen's denn heuer für ein
Malheur? Auf seinen Riesenbildern erschienen zweifelhafte
Hoffschauler, in erstklassigen Kostümen.“

„Der Minister des Äußeren, der Herzog von Gramont, ein
typischer Diplomat: selbstgefällig, uniformiert, phrasengeblät-
tert, wie Bismarck einfacher sagte, ein Hindiehl, erklärte —“

„Zweifellos hat die Geschichte ihre Gesetze; aber sie sind
so geheimnisvoll und verwickelt, daß sie für uns aufhören,
welche zu sein.“

„Nachdem sein (Wilhelm Buschs) Deurowe Jahrzehnte lang
als ein harmloses Kasperltheater gegolten hat, gut genug für
die Kinderstube und den Nachmittagskaffee, ist es neuerdings
Rode geworden, ihn als dämonischen Pessimisten und Nihilis-
ten aufzufassen. Beides ist gleich irrig. Die unergleich-
liche, undefinierbare Wirkung, die von Wilhelm Busch aus-
geht, beruht einfach darauf, daß er niemals selber etwas
macht, sondern das Leben machen läßt. Wirklichen Humor
hat nämlich nur das Leben, und das einzige, was die Humo-
risten tun können, besteht darin, daß sie diesen Humor ab-
schreiben.“

— zu erwidern, daß sich alles experimentell beweisen läßt:
dies hängt von der Geschicklichkeit und Glaubensbereitschaft
des Experimentators ab. — Theorien sind Überzeugungen;
und Überzeugungen werden dadurch bewiesen, daß man
sie hat.“

„Statt dessen ist alles viel schlimmer geworden, und Europa
zerfällt in kapitalistische Staaten, in denen die meisten Bett-
ler sind, und in Sowjetstaaten, in denen alle Bettler sind.“

„An der Wiege der Völker schenkte Gott dem Engländer
das Talent zum Erfolg, dem Franzosen die Gabe der Form,
dem Deutschen aber die Sehnsucht.“

„Im Traum ist jedermann ein Schafsheiter. Leider ver-
lieren die meisten Menschen im Wachen und erwachsenen
Stadium diese ihnen offenbar angeborene und völlig organi-
sche Gestaltungsart und werden schrecklich talentlos, indem
ihre Verstand, dieser feige und impotente Besserwisser, sich
überall einmisch.“

„Was ist nun der wahre Sinn des Lebens: die reise Scep-
sis, das ewige Streben oder das Bitterböi? Der Dichter
antwortet: Wir sind Menschen. Wir müssen zweifeln. Wir
müssen streben. Wir müssen Bier trinken.“

„Der Gipfel der Gottlosigkeit ist nicht der Teufel, der
schwarze Engel, der um seinen Sturz weht, sondern der
Engel ohne Seele.“

„Die Seele ist überweltlich, die Materie ist unterweltlich.“

In der Einleitung dieses Werks wurde dargelegt, daß
dessen Methode eine prinzipiell unwissenschaftliche sei. Es
handelt sich hier natürlich nur um eine ideale Forderung;
sie überall reiflos zu erfüllen, dürfte die bescheidenen Kräfte
eines einzelnen übersteigen, und nicht selten wird der gute
Wille an die Stelle der Tat getreten sein. Diesen aber wird
keine objektive Beurteilung dem Verfasser aberkennen dür-
fen; und zudem tröstet ihn die Hoffnung, daß sein geübter
Instinkt ihn auch dort zu pseudowissenschaftlichen Resultaten
geleitet habe, wo er sie gar nicht beabsichtigt hatte.

Mit diesen selbst beurteilenden aufschreienden Worten
des Verfassers schließen wir unsere Auswahl von Zitaten,
lebhaft bedauernd, so vieles haben unterdrücken zu müssen,
was dasselbe Anrecht auf Zitation hatte; in der Hoffnung
jedoch, daß aus dem Angeführten hervorgegangen sein möchte
die Reife des Urteils des Autors, die Schönheit und Frische
seines Stils, die Freiheit seines Denkens, der wunderbare
Humor des Verfassers. Gewiß selten in der deutschen wissen-
schaftlichen Literatur findet man so schön verbunden das
Nützliche mit dem Angenehmen. Wir ziehen aus dem Ge-
nuß dieses Buches unentbehrliche Belehrung; oder indem wir uns
belehren, unterhalten wir uns aufs köstlichste. Selten wohl
ist der Rezensent eines Werks in der glücklichen Lage, das-
selbe mit so gutem Gewissen und mit voller Überzeugung an-
zupreisen, wie ich heute diese Kulturgeschichte der Neuzeit
von Egon Friedell empfehle als einen Schmaus, bereitet von
einem genialen Koch, der so hoch über der Wissenschaft steht,
daß wir von den schweren Bänden und harten Gesetzen der
Lehteren nicht belästigt werden, sondern den schwersten In-
halt genießen, aufgelöst in der Heiterkeit des Verfassers.

Dr. Dreßler.

Königliche Illustrierte Zeitung. Die neueste Veröffentlichung
der „Königlichen Illustrierten“, die unter dem Titel „Sicher-
heit — für uns!“ in Nr. 1 des neuen Jahres erscheint, kann
für sich in Anspruch nehmen, daß sie praktisch zum ersten-
mal ohne Übertreibungen, aber auf Grund sachlich unanfecht-
baren Tatsachenmaterials und in anschaulichster Weise den
schreitenden Gegensatz zwischen den Klüften der nächsten
Nachbarn Deutschlands und seinen eignen betrüppelten Lan-
desverteidigungsmöglichkeiten aufzeigt. Wenn ein Land über-
haupt mit Recht die Forderung auf Erhöhung seiner Sicher-
heit erheben kann, so ist es Deutschland. Neber, der sich über
die tatsächlichen Machtverhältnisse schnell und zuverlässig un-
terrichten will, wird dieses Heft, das auch in seinem sonstigen
Inhalt wieder eine Reihe höchst interessanter Themen bringt,
mit Aufmerksamkeit lesen müssen.